

bürgerlichen Fractionen nicht, die sich selber einen Rathschlag in der Heimath machten, als durch ihre Theilnahme an der Verwaltung guten Willen zur Wirksamkeit an der Befestigung eines Hebelbandes und politische Einsicht bekundeten. Das vorerwähnte Bienen die Arbeiter nicht vernachlässigen sollten, ist natürlich, und so kam denn auch am Sonnabend auf der Debatte so gut wie nichts heraus, wenn man von den Erklärungen des kaiserlichen Bevollmächtigten zum Bundesrathe über den Umfang der Arbeitslosigkeit in Königsberg und die bereits angeordneten Maßregeln abließ. Die meiste Zeit wurde angefüllt durch eine Auseinandersetzung zwischen dem Staatssekretär Grafen Posadowsky und dem freisinnigen Abgeordneten Hg. Camp über die Forderungen von Staat und Gemeinden gegenüber den Arbeitgebern, über Freizügigkeit, Decentralisation der Industrie, Vertheilung der Armenlasten und die Arbeitslosenunterstützungen in Frankfurt. An positiven Vorschlägen empfahl der Hg. Camp die Errichtung öffentlicher Erwerbsinstitute für die Arbeiter seitens der Communalverwaltung und die Fortsetzung des Sparwesens, namentlich mit Hilfe der Post. Der von anderer Seite empfohlene Arbeitslosenversicherung auf berufsgenossenschaftlicher Grundlage konnte er, wohl mit Recht, keinen Beschluß abgeben, da jede Art in der Regel bestimmte Dienste in ihrer Gesamtheit trifft, die Arbeitsvertheilung hier also eine sehr schlechte wäre. Den größten Erfolg versprach er sich von einer Selbstthätigung der Arbeiter, da sie im Besitze eines Städtchen eigenen Landes vererbende Rechte besser ertragen könnten. Graf Posadowsky wies die Hauptaufgabe noch als den Versuch an, die besser für Arbeitslosigkeit sorgen könnten als Staat und Reich, und betonte wiederholt, daß eine Befreiung der Freizügigkeit vollständig unmöglich sei. Weiter theilte er mit, daß innerhalb der preussischen Regierung eine Reform der Armenverwaltung vorbereitet werde, ihre Erledigung in dieser überlasteten Session aber nicht zu erwarten sei. Betreffs der frankfurter Demonstrationen stellte er fest, daß ein außerordentlicher Rathschlag in Frankfurt nicht verhandelt sei. Wenn diese vor Schluß der Verhandlung nicht noch unermüdete Aufschlüsse gegeben und neue Vorschläge gemacht werden, so hat die dreitägige Besprechung kaum mehr als ein leiblich überflüssiges Bild der Zustände ergeben. Auch die Verhandlungen des preussischen Abgeordnetentages über das Eisenbahngesetz bei Altenbeken haben am Sonnabend weder neuen Aufschluß über die Ursachen desselben, noch brauchbare Vorschläge für die Verhütung derartiger unheilvoller Verwerfungen gebracht. Es ist bestätigt worden, daß das Unglück durch das Zusammenstreifen unverantwortlichen Verkehrs zweier Züge verursacht worden ist: der Lokomotivführer, der ein falsches Signal gab, und der Zugführer, der den auf der Strecke haltenden Zug nach rückwärts zu schieben unterließ. Da keinerlei Umstand obwaltete, der den beiden Beamten zur Entschuldigung gereichen konnte, so läßt sich auch nicht sagen, was geschähen könnte, um derartige Vorkommnisse für die Zukunft zu vermeiden. Immerhin sind solche öffentliche Besprechungen derartige Rathschläge nützlich, auch wenn sich für die Eisenbahnverwaltung daraus keine neuen Anregungen ergeben. Diese Debatte, die an der Verwaltung selbst nicht zur Last fallende Vorfälle anspricht, gehören einerseits zur Controlpflicht der Volksvertretung und dienen andererseits zur Beruhigung des Publicums. Nach beiden Richtungen ist am Sonnabend das Nützliche geschehen. Bemerkenswert ist, daß von den Vertretern der Regierung zugegeben wurde, der Reichsdeputirtenversammlung die Befreiung von der Aufsicht über die Eisenbahnen der verunglückten Züge in Berlin, die sehr mangelhaft gewesen. Man darf daraus schließen, daß in dieser Beziehung für künftige Fälle besser vorgejagt werden wird. Als ein interessantes Moment aus den Debatten ist endlich hervorzuheben, daß das Mißtrauen in die D-Wagen, das durch das Offenbarwerden des Unfalls entstanden war, völlig verschwunden ist.

Wichtig ist infolge der entschiedenen Stellungnahme des Grafen Böttow in der Polenfrage, vielleicht infolge einer auf seine Vorstellungen in Rom ertheilten Weisung des Sultans soll der Erzbischof von Posen-Brandenburg Dr. v. Stabloski am 17. d. M. an zehnjährigen Jubiläum seiner Consecration, an die polnisch-katholische Geistlichkeit seiner Diocese einen Erlass gerichtet haben, dessen wesentliches Inhalt der Telegraph bereits gemeldet hat und über den jetzt die folgenden näheren Nachrichten vorliegen:

Begleich des Bestehens der Geistlichen zu den deutschen Katholiken wänkt der Erzbischof, daß alle Wünsche und Forderungen bezüglich nach Möglichkeit und unter Berücksichtigung der zeitlichen Verhältnisse befriedigt werden. Der Conflicte ist von den Bischöfen und der Art ihrer Erledigung Mitteilung zu machen, wenn nicht zuvor die Entscheidung der höchsten Behörde eingeholt wird. Unter den gegenwärtigen „significativen“ Verhältnissen ist es leider unmöglich, daß die katholische Geistlichkeit die Aufsicht über den Religionsunterricht in den Schulen ändere, wie es in anderen katholischen Ländern der Fall ist. Daher sollte die Geistlichen, um die ständige und religiöse Bewahrung der (polnischen) Jugend zu verhüten, nach Möglichkeit in dem Reichsministerium nachzukommen versuchen, was eine in der Schule verläumdet werden ist. Die katholische Geistlichkeit soll sich der Mitarbeiterschaft an den radicalen polnisch-nationalen Blättern enthalten, bezogen diejenigen polnischen Zeitungen und Zeitschriften, die aus zu Hause und nicht hiesigen Verhältnissen als Redner an solchen polnischen Versammlungen, die einen erregenden Charakter tragen, namentlich aber an solchen, die nicht mit Schul- und Kirchengesetzgebungen zu thun haben. Dies der Kern der erzbischöflichen Anordnungen. Die Instruction nimmt Bezug auf das päpstliche Schreiben vom 20. August v. J. an die Bischöfe Böhmens und Mährens und weist den Clerus darauf hin, daß der Papst dort bestimmte Weisungen ertheilt hat. U. A. die es in jenen Schreiben betraflich: „Jedelei von dem Schatz der Wahrheit, was er sich in bestimmten Grenzen hält, seinen Tadel; noch jedoch von allen übrigen Privatreden gilt, nach auch hier als gelbes gehalten werden, daß bei ihrer Verfolgung der gemeinliche Nutzen des Staates niegends leidet.“ Das erzbischöfliche Schreiben hebt besonders hervor, daß die deutschen Katholiken dem oberirdischen Clerus ebenso nahe stehen, wie die polnischen.

Die „Post“ nimmt an, daß die Bischöfe von Rulm und von Ermeland ähnliche Schreiben erlassen haben, und hofft, daß diese angeleglichen Anordnungen dazu beitragen werden, die Zustände in den gemischtreligiösen Landtheilen erheblich zu Gunsten der deutschen Katholiken zu bessern. Die „Nat.-Ztg.“ ist weniger zuversichtlich; sie erinnert daran, daß der von Herrn v. Stabloski in seinem vor 10 Jahren dem Könige von Preußen geleiteten Eide versprach: „Daß in den Gemüthern der meiner bischöflichen Leitung anvertrauten Geistlichen und Gemeinden die Gesinnung der Gerechtigkeit und Treue gegen den König, die Liebe zum Vaterlande, der Gehorsam gegen die Kirche und alle jene Angelegenheiten, die in dem Clerus den guten Unterricht betreffen, mit Sorgfalt gepflegt werden, und daß ich nicht dulden will, daß von der mir untergebenen Geistlichkeit in entgegengegesetztem Sinne gelehrt und gelehrt werde. Insbesondere gelte ich, daß ich keine Gemeinlichkeit oder Verbindung, die es innerhalb oder außerhalb des Landes, unterhalte, welche der inneren Einheit gefährlich sein könnten, und daß, wenn ich erfahren sollte, daß in meinem Bisthume oder anderswo Anschläge gemacht werden, die zum Nachtheil des Staates gereichen könnten, hiervon Seiner Königlichen Majestät Anzeige machen.“

Wir müssen getrauen, daß und der Wortlaut dieses Eides nicht widerspricht gegen alle Weisungen über einen neuen Erlass des Erzbischofs macht. Wäre richtig, was über den Erlass gemeldet wird, so würde daraus hervorgehen, daß Herr v. Stabloski jetzt nichts Anderes anordnet, als was er vor 10 Jahren beabsichtigte zu wollen eisdlich zugesichert und was von der ihm untergebenen Geistlichkeit trotzdem nicht beobachtet worden ist. Der Erzbischof würde zugestehen, daß er trotz dieses Eides 10 Jahre lang Dinge getrieben, die er nicht dulden zu wollen versprochen, oder 10 Jahre lang nicht getrieben, was zu jenen seine Aufgabe gewesen wäre. Derartige Zugeständnisse, sagt Herr v. Stabloski sicherlich fern. Wir nehmen daher an, daß er entweder gar keinen Erlass an seine Diocesangeistlichkeit gerichtet habe, oder aber daß dieser Erlass anders lautet, als berichtet wird. Dessen man in dieser Hinsicht klar sieht, wird man am besten thun, sich aller Vermuthungen über die Wirkung des angeblichen Erlasses zu enthalten.

Schon seit vielen Jahren hat König Leopold II. von Belgien, welcher bekanntlich in den Colonisationsbestrebungen den wirksamsten Hebel für die wirtschaftlichen Aufschwung der Völker erblickt, seine Augen auf Marokko gerichtet. Dieses Land, so schreibt man der „Wächter“, „in welchem gegen 10 Millionen, auf einem gewissen Grade der Cultur stehende Menschen wohnen, besitzt nicht bloß eine große Bedeutung für die Bekämpfung des Mittelasiatischen Feindes, sondern auch eine nicht unerhebliche wirtschaftliche Zukunft, seine Erschließung ist jedoch hauptsächlich durch die Unterstützung der europäischen Staaten hinderlich verhindert worden. Spanien, England und Frankreich streiten sich um den Einfluß am Ozean des Scheriffs, und da keine dieser Mächte gestatten will, daß einer der beiden anderen ein Recht erlangt über das Land, so hat Europa in Marokko sich jetzt nur ein ganz ungenügendes Abhängigkeit gefunden. Diese Lage muß sich der König der Belgien zu Nutze zu machen. Schon vor Jahren, unter der Regierung des Sultans Sultan Abdül Aziz, erwarb er eine besondere Mission an des Hof des Scheriffs und schloß mit diesem Verhandlungen wegen Abtretung eines kleinen Küstenstriches an, auf welchem ein Sanatorium für kranke Congo-Beamte angelegt werden sollte. Dieses Sanatorium sollte dann im Laufe der Zeit der Ausgangspunkt einer kleinen belgischen Colonie in Marokko werden. Inzwischen geschahen sich die Verhandlungen damals, weil Sultan Abdül Aziz von Europa das größte Mißtrauen entgegengebracht. Sein Sohn, der gegenwärtige Sultan Abdül Aziz, gilt als das Gegenstück des Vaters, und sein Hauptwunsch geht dahin, seinen Staat, welcher zweifellos große Reichthümer in sich birgt, mit einem Eisenbahnen zu versehen. Die Engländer und die Franzosen streiten sich um die Erlangung der notwendigen Concessionen, deren Ertheilung aber durch ihre gegenseitige Eifersucht verhindert wird. Deshalb bemüht sich nun der König der Belgien um diese Concessionen, indem er darauf hinweist, daß man Belgien wohl keine annectivistischen Absichten gegenüber Marokko zuschreiben könne. Der König hat mit den Cabinetten von Paris und London Rücksicht über diese Frage genommen, und die bisher unüberwunden gebliebenen Schwierigkeiten, welche Marokko und den Hof des Sultans Abdül Aziz befehen, weist darauf hin, daß er mit dem ihm eigenen Eifer sich an dem einmal gefassten Plane festhält.

Der Kaiser empfing gestern Vormittag den Grafen Osten-Sacken vom russischen Leib-Garde-Fußaren-Regiment und den französischen Schauspieler Coquelle. An der Frühstückstafel nahmen der Kronprinz und Prinz und Prinzessin Heinrich Theil. Nach dem Essen unternahm der Kaiser und die Kaiserin einen längeren Spaziergang am Landwehr-Canal und im Thiergarten. Gestern Abend hörte der Kaiser von 8 Uhr an im Landwehrschloßlichen Ministerium die Vorträge über Postwesen, Postverwaltung und Post-Verwaltung. Nach dem Vortrag blieb der Kaiser noch längere Zeit mit den Ministern des Postministeriums, des Reichspostamts und sprach danach beim Reichskanzler Graf v. Bismarck vor.

Der Kaiser hat einer Reihe von Beamten der Post- und Telegraphenverwaltung zu Belohnungen eine unermessliche Summe bewilligt, die auf Antrag des Staatssekretärs Kräfte 29 Beamten und 14 Unterbeamten in Höhe von Beträgen von 18 840 M. erließ. Davon entfielen 12 802 M. auf Beamte und 6047 M. auf Unterbeamte. Diese Dienstleistungen rühren in verschiedenen von dem Reich v. Cassenfelden und Postbeamten her, für welche die Belohnungen ersparungsgemäß gemacht worden waren. Im Einzelnen handelt es sich um Beträge von 31 bis 1500 M.

Obwohl eine offizielle Verbindung von der vierjährigen Reise des Grafen von Bismarck nach Europa an die diplomatischen Vertretungen Preussens noch nicht eingeleitet ist, kann doch auf Grund zuverlässiger Privatnachrichten aus Teheran als sicher gelten, daß Graf v. Bismarck sich in Teheran befindet. Die Nachrichten wegen der Beziehungen von Centralasien und falls Zeit und Umstände es gestatten, die von Paris nach Teheran und von dort nach Berlin zu treten, er noch nicht in der Lage war, in erster Linie denen in Teheran und Berlin, welche abgesehen von den Reisekosten bekannt war, steht er im Allgemeinen fest, daß der Aufenthalt des Grafen in Europa mit der üblichen Darstellung zusammenfällt wird. (M. P. C.)

Zur Fortführung der Einigungsverhandlungen hatte Gewerbe- und Handelsminister v. Schulz die Vertreter der vereinigten Apothekenbesitzer und der Centralcommission der Apothekenbesitzer gestern Abend nach dem Bürgerpark des Rathhauses beauftragt. Die Verhandlungen, eine Einigung herbeizuführen, blieben ohne Erfolg. In den beiden Hauptpunkten, Höhe des Vergütungs und Betrag der beim Verlehen überlassenen Heilmittel, war eine Vereinbarung nicht zu erzielen.

Im preussischen Eisenbahnministerium ist beschlossen worden, die Motorfahrzeuge der von der Beförderung als Betrieb auszufahren; sie sollen nur noch unter Anwendung der tarifrührigen Bestimmungen zur Beförderung als Fahrgänge zugelassen werden.

Das Reichsamt des Staatsministers v. Tscheli hat sich so weit geäußert, daß er auch im Laufe des heutigen Nachmittags das Krankenamt verlassen und einige Stunden aus dem Kugelwagen abgezogen wurde. Die völlige Wiederherstellung des Ministers wird jedoch noch längere Zeit häuslicher Pflege bedürftig sein.

Die Sicherheitsvorrichtungen und Controlen bei der Herstellung von Papiergeld in der Reichsdruckerei sind im Laufe der letzten Jahre erheblich verbessert worden. Auch ist jeder einzelne Arbeiter, der bei der Herstellung solchen Geldes betraut ist, für seine Preisen verantwortlich und bestraft sich in der Lage, den geforderten Arbeitsdruck, in dem eine größere oder geringere Zahl von Cassenheizen sich befindet, unter sicheren Verfluß zu legen.

Das Reichsamt des Staatsministers v. Tscheli hat sich so weit geäußert, daß er auch im Laufe des heutigen Nachmittags das Krankenamt verlassen und einige Stunden aus dem Kugelwagen abgezogen wurde. Die völlige Wiederherstellung des Ministers wird jedoch noch längere Zeit häuslicher Pflege bedürftig sein.

Die Sicherheitsvorrichtungen und Controlen bei der Herstellung von Papiergeld in der Reichsdruckerei sind im Laufe der letzten Jahre erheblich verbessert worden. Auch ist jeder einzelne Arbeiter, der bei der Herstellung solchen Geldes betraut ist, für seine Preisen verantwortlich und bestraft sich in der Lage, den geforderten Arbeitsdruck, in dem eine größere oder geringere Zahl von Cassenheizen sich befindet, unter sicheren Verfluß zu legen.

Die 15 großen Städte, 1893 für die 43 größeren Eisenbahnenfreie und 1901 für das ganze Land erweiterte Steuerbefreiung eingeführt, deren Hauptwerth die Wahrung des ärztlichen Geheimnisses ist. Die sind nur für das statistische Bureau in Wien bestimmt; es ist ihnen ein abtrennbarer Coupon mit dem Namen des Verstorbenen angehängt, während die Steuerbefreiung nur die Nummer des Todeszeugnisses enthält. Der Kopf der Karte mit Todeszeit, Name, Geburtsort, Geburtsdatum, Ort des Absterbens u. s. w. wird vom Standesbeamten angefüllt, wie auch der Coupon, der nur den Namen enthält. Der Arzt macht nur seine Unterschrift in die hierfür bestimmten Rubriken der Steuerbefreiung, während die Steuerbefreiung nur die Nummer des Todeszeugnisses enthält, und steht die Karte verflochten mit der Post vorzufertigen an das Standesamt; auf dem Briefumschlag steht ebenfalls die Nummer des Todeszeugnisses. Die Karten werden dann unersätzt von den Standesämtern dem statistischen Bureau in Wien übermietet. Dieses System hat sich, wie Prinzip hervorhebt, sehr bewährt. Der beste Beweis hierfür ist die Ausdehnung, die ihm seit 1891 allmählich in der Schweiz gegeben wurde. Was das deutsche Reich angeht, so wäre zu allererst die Einführung einer obligatorischen Leichenschausicht herbeizuführen zu fordern. Die Einführung einer solchen aber scheitert vorerst daran, daß die Werbeparteien für die Bewilligung der erforderlichen Ausgaben nicht zu haben sind.

**Deutsches Reich.**

**\* Jittau, 10. Januar.** Der Bund der Landwirthe hat gestern in einer Versammlung beschlossen, den Boycott gegen gewisse Jittauer Geschäfte aufrecht zu halten, hauptsächlich in der Annahme, die Summe eines 7,50-Mark-Geldbetrages dadurch beträchtlich zu vermehren.

**\* Berlin, 19. Januar.** (Regelung der Kinderarbeit in der Hausindustrie.) Nachdem der Gesetzentwurf über die Regelung der Kinderarbeit in der Hausindustrie dem Bundesrathe zugegangen ist, wird die Vermuthung geäußert, daß in den Kreis dieser Regelung auch die Beschäftigung der eigenen Kinder einbezogen sei. Es handelt sich hier um mehr als eine Wahrscheinlichkeit. Als in der Gewerbeordnungsgesetze vom Jahre 1891 die Bestimmungen getroffen war, daß Arbeiterhelferinnen auch auf die hausindustriellen Betriebe ausgedehnt werden könnten, war die Ausfüllung der Vorarbeit dem Bundesrathe anheimgegeben, und man nahm damals auch an, daß der letztere in verschiedenen Stappen von seiner Vollmacht Gebrauch machen würde. Es läge kein Grund vor, jetzt in Abänderung von der früheren Absicht den Weg der Gesetzgebung statt desjenigen der Verwaltung zu betreten, wenn nicht eine gesetzliche Vorarbeit der schon erwähnten Gewerbeordnungsgesetze befristet werden sollte. Es ist nämlich damals dem Bundesrathe geradezu verboten worden, die Schutzvorschriften auch auf Betriebe auszuwenden, in welchen ausschließlich die eigenen Kinder von Unternehmern beschäftigt werden. Später war man jedoch innerhalb der Reichsverwaltung zu der Ueberzeugung gelangt, daß eine Regelung der Kinderarbeit in der Hausindustrie ziemlich belanglos wäre, wenn nicht auch die Beschäftigung der eigenen Kinder einbezogen würde. Deshalb hatte man eine Aufhebung der in Rede stehenden Vorarbeit der Gewerbeordnungsgesetze vom Jahre 1891 in Aussicht genommen. Aus dem Umstände, daß die neue Gesetzentwurf geändert ist, ist zu schließen, daß diese Vorarbeit nunmehr ausgeführt werden soll.

**\* Berlin, 19. Januar.** Die Mängel der Todesursachenstatistik im deutschen Reich untersucht in der „Ärztlichen Sachverständigen-Ztg.“ Dr. Friedrich Feinzing (Mün.). Er sieht die Ursache dieser Mängel in zweierlei, einmal in dem Fehlen einer ausschließlich durch Ärzte geübten Leichenschau. Sodann in den Bestimmungen über die ärztliche Verpflegungsbefugnisse. Letztere Bestimmungen veranlassen den Arzt — vielfach fälschlich auf die Hinterbliebenen des Verstorbenen mit —, die Leichenschau in allgemeiner Form anzugehen oder von der Leichenschau auf dem Totenbette zu verweilen, andererseits, wenn darauf ein nach der Anschauung der Angehörigen lieber zu vernehmender Schluß auf das Grundbedeuten des Verstorbenen zu ziehen ist, wegzulassen. Alles das geschieht, weil die Leichenschau durch zu häufige Personen wechsellern. Feinzing verlangt demnach, daß einmal der Arzt vor Angabe der Todesursache bei dem von ihm Behandelten förmlich verpflichtet und sodann eine Art der Leichenschauvernehmung eingeführt werde, welche die Wahrheit des ärztlichen Verurtheilungsbefehles zweifelslos gewährleistet. Er weist auf die sachgemäße Ordnung der einschlägigen Dinge in der Schweiz hin. Das schweizerische Gesetz über den Civilstand vom 24. December 1874 verlangt den Eintrag der Todesursache in die Todesregister der Standesämter auf Grund eines ärztlichen Leichenscheins. Hiermit ist also die förmliche Grundlegung gegeben, durch die der Arzt verpflichtet wird, die Todesursache dem Standesbeamten mitzutheilen. Um aber genaue Angaben zu gewinnen, wurden 1891 für

den auf die und Verlässlichkeit drückt. Julius verstand es aber, diese Charaktereigenschaften geschickt unter einer zu treuen Evidenzdarstellung zu verbergen.

Er war allgemein beliebt, und wenn die näheren Bekannten auch nicht besondere Hochachtung vor ihm empfanden, so mochte es doch Niemand, laut ein abfälliges Urtheil über Döring zu äußern. Man fürchtete seine scharfe Zunge, und keiner wollte es mit ihm verderben.

Seben kaufte er einen jenseitigen Blick des Kinderkammerfräulein mit seiner schönen, strahlenden Tochter, dann ahnete er erwidert auf.

„Es thut mir ja herzlich leid, Dich im schönsten Bergnügen stören zu müssen, Liebes Kind“, sagte er freundlich, „aber lieber wäre es mir allerdings, wenn Du förmlich mit nach Hause kommst, — ich kann leider nicht bleiben, es ist mir ganz unangenehm.“

„Nur nicht kommen ich mit, Vaterchen! ... Gute Nacht, Herr Schöff, amüßten Sie sich noch recht gut! Da bleibt doch noch, Margot?“

„Ich gehe mit Euch zusammen!“ erklärte Margot schnell.

„So gehalten Sie mir, Herr Döring, daß auch ich Ihnen das Gelernte gebe“, sagte Bernhard höflich, „ich lange nur auch nicht mehr.“

„Gut, dann geht Ihr Mädchen voran und verständigt die Waise“, bemerkte Döring, wir kommen dann nach, damit durch unsere Anwesenheit nicht unnützlich Kuffeln erfolgt.“

Als er mit Schöff allein war, nahm er vertieft dessen Kern. „Nur noch ein paar Jäger“, sagte er, „bezüglich rauchend und gemächlich aus und abstricheln, „die Damen ihre Ballschuhe mit den Pfisteln verlaufend und alle Füßen umlegen, vergeht eine gewisse Weile.“

„Aber Fräulein Stephanie wird es bestimmtlich finden, wenn ich ihr beim Ankleiden nicht helfe.“

„Ach, behält, so empfindlich ist meine Tochter nicht, Beruhigend, wenn Sie Stephanie's Papa Gesellschaft leisten, so erweisen Sie ihr damit die allergrößte Gefälligkeit.“

„Dorob bin ich überzeugt“, sagte Schöff herzlich, „man findet nicht oft ein so schönes Fräulein vor sich, ein so inniges Einverständnis, wie es in Ihrer Fräuleinlichkeit besteht.“

„Aber mein“, erregte Döring, welcher sich ganz sprechen ließe, die meisten Menschen erschauern sich das Döring in einer ganz unheimlichen Weise, indem sie sich gegenständig zu befehlen suchen. Gleich mit dem Besorgungsbeginn beginnt die Entzündung. Da nicht der Braut an dem Verlobten so mancherlei geräthlich, und selbst sich nun selbst in der Betrachtung zu üben und die Eigenheiten des zukünftigen Gatten als etwas Selbstverständliches hinzunehmen, beginnt sie an ihm

den auf die und Verlässlichkeit drückt. Julius verstand es aber, diese Charaktereigenschaften geschickt unter einer zu treuen Evidenzdarstellung zu verbergen.

Er war allgemein beliebt, und wenn die näheren Bekannten auch nicht besondere Hochachtung vor ihm empfanden, so mochte es doch Niemand, laut ein abfälliges Urtheil über Döring zu äußern. Man fürchtete seine scharfe Zunge, und keiner wollte es mit ihm verderben.

Seben kaufte er einen jenseitigen Blick des Kinderkammerfräulein mit seiner schönen, strahlenden Tochter, dann ahnete er erwidert auf.

„Es thut mir ja herzlich leid, Dich im schönsten Bergnügen stören zu müssen, Liebes Kind“, sagte er freundlich, „aber lieber wäre es mir allerdings, wenn Du förmlich mit nach Hause kommst, — ich kann leider nicht bleiben, es ist mir ganz unangenehm.“

„Nur nicht kommen ich mit, Vaterchen! ... Gute Nacht, Herr Schöff, amüßten Sie sich noch recht gut! Da bleibt doch noch, Margot?“

„Ich gehe mit Euch zusammen!“ erklärte Margot schnell.

„So gehalten Sie mir, Herr Döring, daß auch ich Ihnen das Gelernte gebe“, sagte Bernhard höflich, „ich lange nur auch nicht mehr.“

„Gut, dann geht Ihr Mädchen voran und verständigt die Waise“, bemerkte Döring, wir kommen dann nach, damit durch unsere Anwesenheit nicht unnützlich Kuffeln erfolgt.“

Als er mit Schöff allein war, nahm er vertieft dessen Kern. „Nur noch ein paar Jäger“, sagte er, „bezüglich rauchend und gemächlich aus und abstricheln, „die Damen ihre Ballschuhe mit den Pfisteln verlaufend und alle Füßen umlegen, vergeht eine gewisse Weile.“

„Aber Fräulein Stephanie wird es bestimmtlich finden, wenn ich ihr beim Ankleiden nicht helfe.“

„Ach, behält, so empfindlich ist meine Tochter nicht, Beruhigend, wenn Sie Stephanie's Papa Gesellschaft leisten, so erweisen Sie ihr damit die allergrößte Gefälligkeit.“

„Dorob bin ich überzeugt“, sagte Schöff herzlich, „man findet nicht oft ein so schönes Fräulein vor sich, ein so inniges Einverständnis, wie es in Ihrer Fräuleinlichkeit besteht.“

„Aber mein“, erregte Döring, welcher sich ganz sprechen ließe, die meisten Menschen erschauern sich das Döring in einer ganz unheimlichen Weise, indem sie sich gegenständig zu befehlen suchen. Gleich mit dem Besorgungsbeginn beginnt die Entzündung. Da nicht der Braut an dem Verlobten so mancherlei geräthlich, und selbst sich nun selbst in der Betrachtung zu üben und die Eigenheiten des zukünftigen Gatten als etwas Selbstverständliches hinzunehmen, beginnt sie an ihm

den auf die und Verlässlichkeit drückt. Julius verstand es aber, diese Charaktereigenschaften geschickt unter einer zu treuen Evidenzdarstellung zu verbergen.

Er war allgemein beliebt, und wenn die näheren Bekannten auch nicht besondere Hochachtung vor ihm empfanden, so mochte es doch Niemand, laut ein abfälliges Urtheil über Döring zu äußern. Man fürchtete seine scharfe Zunge, und keiner wollte es mit ihm verderben.

Seben kaufte er einen jenseitigen Blick des Kinderkammerfräulein mit seiner schönen, strahlenden Tochter, dann ahnete er erwidert auf.

„Es thut mir ja herzlich leid, Dich im schönsten Bergnügen stören zu müssen, Liebes Kind“, sagte er freundlich, „aber lieber wäre es mir allerdings, wenn Du förmlich mit nach Hause kommst, — ich kann leider nicht bleiben, es ist mir ganz unangenehm.“

„Nur nicht kommen ich mit, Vaterchen! ... Gute Nacht, Herr Schöff, amüßten Sie sich noch recht gut! Da bleibt doch noch, Margot?“

„Ich gehe mit Euch zusammen!“ erklärte Margot schnell.

„So gehalten Sie mir, Herr Döring, daß auch ich Ihnen das Gelernte gebe“, sagte Bernhard höflich, „ich lange nur auch nicht mehr.“

„Gut, dann geht Ihr Mädchen voran und verständigt die Waise“, bemerkte Döring, wir kommen dann nach, damit durch unsere Anwesenheit nicht unnützlich Kuffeln erfolgt.“

Als er mit Schöff allein war, nahm er vertieft dessen Kern. „Nur noch ein paar Jäger“, sagte er, „bezüglich rauchend und gemächlich aus und abstricheln, „die Damen ihre Ballschuhe mit den Pfisteln verlaufend und alle Füßen umlegen, vergeht eine gewisse Weile.“

„Aber Fräulein Stephanie wird es bestimmtlich finden, wenn ich ihr beim Ankleiden nicht helfe.“

„Ach, behält, so empfindlich ist meine Tochter nicht, Beruhigend, wenn Sie Stephanie's Papa Gesellschaft leisten, so erweisen Sie ihr damit die allergrößte Gefälligkeit.“

„Dorob bin ich überzeugt“, sagte Schöff herzlich, „man findet nicht oft ein so schönes Fräulein vor sich, ein so inniges Einverständnis, wie es in Ihrer Fräuleinlichkeit besteht.“

„Aber mein“, erregte Döring, welcher sich ganz sprechen ließe, die meisten Menschen erschauern sich das Döring in einer ganz unheimlichen Weise, indem sie sich gegenständig zu befehlen suchen. Gleich mit dem Besorgungsbeginn beginnt die Entzündung. Da nicht der Braut an dem Verlobten so mancherlei geräthlich, und selbst sich nun selbst in der Betrachtung zu üben und die Eigenheiten des zukünftigen Gatten als etwas Selbstverständliches hinzunehmen, beginnt sie an ihm

den auf die und Verlässlichkeit drückt. Julius verstand es aber, diese Charaktereigenschaften geschickt unter einer zu treuen Evidenzdarstellung zu verbergen.

Er war allgemein beliebt, und wenn die näheren Bekannten auch nicht besondere Hochachtung vor ihm empfanden, so mochte es doch Niemand, laut ein abfälliges Urtheil über Döring zu äußern. Man fürchtete seine scharfe Zunge, und keiner wollte es mit ihm verderben.

Seben kaufte er einen jenseitigen Blick des Kinderkammerfräulein mit seiner schönen, strahlenden Tochter, dann ahnete er erwidert auf.

„Es thut mir ja herzlich leid, Dich im schönsten Bergnügen stören zu müssen, Liebes Kind“, sagte er freundlich, „aber lieber wäre es mir allerdings, wenn Du förmlich mit nach Hause kommst, — ich kann leider nicht bleiben, es ist mir ganz unangenehm.“

„Nur nicht kommen ich mit, Vaterchen! ... Gute Nacht, Herr Schöff, amüßten Sie sich noch recht gut! Da bleibt doch noch, Margot?“

„Ich gehe mit Euch zusammen!“ erklärte Margot schnell.

„So gehalten Sie mir, Herr Döring, daß auch ich Ihnen das Gelernte gebe“, sagte Bernhard höflich, „ich lange nur auch nicht mehr.“

„Gut, dann geht Ihr Mädchen voran und verständigt die Waise“, bemerkte Döring, wir kommen dann nach, damit durch unsere Anwesenheit nicht unnützlich Kuffeln erfolgt.“

Als er mit Schöff allein war, nahm er vertieft dessen Kern. „Nur noch ein paar Jäger“, sagte er, „bezüglich rauchend und gemächlich aus und abstricheln, „die Damen ihre Ballschuhe mit den Pfisteln verlaufend und alle Füßen umlegen, vergeht eine gewisse Weile.“

„Aber Fräulein Stephanie wird es bestimmtlich finden, wenn ich ihr beim Ankleiden nicht helfe.“

„Ach, behält, so empfindlich ist meine Tochter nicht, Beruhigend, wenn Sie Stephanie's Papa Gesellschaft leisten, so erweisen Sie ihr damit die allergrößte Gefälligkeit.“

„Dorob bin ich überzeugt“, sagte Schöff herzlich, „man findet nicht oft ein so schönes Fräulein vor sich, ein so inniges Einverständnis, wie es in Ihrer Fräuleinlichkeit besteht.“

„Aber mein“, erregte Döring, welcher sich ganz sprechen ließe, die meisten Menschen erschauern sich das Döring in einer ganz unheimlichen Weise, indem sie sich gegenständig zu befehlen suchen. Gleich mit dem Besorgungsbeginn beginnt die Entzündung. Da nicht der Braut an dem Verlobten so mancherlei geräthlich, und selbst sich nun selbst in der Betrachtung zu üben und die Eigenheiten des zukünftigen Gatten als etwas Selbstverständliches hinzunehmen, beginnt sie an ihm

den auf die und Verlässlichkeit drückt. Julius verstand es aber, diese Charaktereigenschaften geschickt unter einer zu treuen Evidenzdarstellung zu verbergen.

Er war allgemein beliebt, und wenn die näheren Bekannten auch nicht besondere Hochachtung vor ihm empfanden, so mochte es doch Niemand, laut ein abfälliges Urtheil über Döring zu äußern. Man fürchtete seine scharfe Zunge, und keiner wollte es mit ihm verderben.

Seben kaufte er einen jenseitigen Blick des Kinderkammerfräulein mit seiner schönen, strahlenden Tochter, dann ahnete er erwidert auf.

„Es thut mir ja herzlich leid, Dich im schönsten Bergnügen stören zu müssen, Liebes Kind“, sagte er freundlich, „aber lieber wäre es mir allerdings, wenn Du förmlich mit nach Hause kommst, — ich kann leider nicht bleiben, es ist mir ganz unangenehm.“

„Nur nicht kommen ich mit, Vaterchen! ... Gute Nacht, Herr Schöff, amüßten Sie sich noch recht gut! Da bleibt doch noch, Margot?“

„Ich gehe mit Euch zusammen!“ erklärte Margot schnell.

„So gehalten Sie mir, Herr Döring, daß auch ich Ihnen das Gelernte gebe“, sagte Bernhard höflich, „ich lange nur auch nicht mehr.“

„Gut, dann geht Ihr Mädchen voran und verständigt die Waise“, bemerkte Döring, wir kommen dann nach, damit durch unsere Anwesenheit nicht unnützlich Kuffeln erfolgt.“

Als er mit Schöff allein war, nahm er vertieft dessen Kern. „Nur noch ein paar Jäger“, sagte er, „bezüglich rauchend und gemächlich aus und abstricheln, „die Damen ihre Ballschuhe mit den Pfisteln verlaufend und alle Füßen umlegen, vergeht eine gewisse Weile.“

„Aber Fräulein Stephanie wird es bestimmtlich finden, wenn ich ihr beim Ankleiden nicht helfe.“

„Ach, behält, so empfindlich ist meine Tochter nicht, Beruhigend, wenn Sie Stephanie's Papa Gesellschaft leisten, so erweisen Sie ihr damit die allergrößte Gefälligkeit.“

„Dorob bin ich überzeugt“, sagte Schöff herzlich, „man findet nicht oft ein so schönes Fräulein vor sich, ein so inniges Einverständnis, wie es in Ihrer Fräuleinlichkeit besteht.“

„Aber mein“, erregte Döring, welcher sich ganz sprechen ließe, die meisten Menschen erschauern sich das Döring in einer ganz unheimlichen Weise, indem sie sich gegenständig zu befehlen suchen. Gleich mit dem Besorgungsbeginn beginnt die Entzündung. Da nicht der Braut an dem Verlobten so mancherlei geräthlich, und selbst sich nun selbst in der Betrachtung zu üben und die Eigenheiten des zukünftigen Gatten als etwas Selbstverständliches hinzunehmen, beginnt sie an ihm

(Fortsetzung folgt.)